

Editorial

Whiteness und Feministische Geschichtswissenschaft: An einen Anfang dieses Editorials lässt sich die Figur der ‚Verräterin‘ stellen. In der südafrikanischen Geschichte ist es die Gestalt der Indigenen und Übersetzerin Krotoa-Eva, die um 1700 einen Vertreter der niederländischen Handelsniederlassungen ehelichte und so zur weiblichen nationalen Gründungsgestalt wurde. Ihr ist ein Beitrag in dieser „L'Homme“ gewidmet. Eine ähnliche Figur gibt es ja in der mexikanischen Überlieferung, nämlich die auch feministisch viel thematisierte ‚traddutora traditora‘, ‚Übersetzerin Verräterin‘, *La Malinche*, die als aztekische Dolmetscherin, Beraterin und Geliebte von Cortés, dem spanischen Eroberer, in die Geschichte der *Chicano/a*-Kultur einging. Beide mythologisierten Frauengestalten stehen für die Gleichzeitigkeit von kulturellem Verrat und transkultureller Verbindung zwischen dem als weiß wahrgenommenen „Eroberer“ und der oder den nicht-weiß markierten „Unterworfenen“. Untersuchungen zeigen, dass solche ÜbersetzerInnen in vielen Fällen bereits vor der Ankunft der fremden „Führer“ an den Rändern ihrer eigenen Gesellschaft positioniert waren – und nach dem Ende ihrer Verbindung dann erst recht als AußenseiterInnen galten, VerräterInnen an Kultur, Tradition und Geschlecht eben. LiteraturwissenschaftlerInnen lesen *Code-Switching* ja auch als eine maskierte Übertretung von Ordnungen des Geschlechts oder der Sexualität. Das Verdikt „White Woman Speaks With Forked Tongue“ greift etwa Nicole Ward Jouve auf, wenn sie ihr eigenes zweisprachiges Schreiben reflektiert. Welche Loyalität aber ist es, derer sich Weiße begeben, wenn sie sich die Position des ‚Verrats‘ aneignen wollen? In den US-amerikanischen Antirassismuskämpfen der 1990er Jahre formierte sich die *Race Traitor*-Bewegung, die den Begriff des ‚Klassenverrats‘ auf den ‚Rassenverrat‘ übertrug und positiv wendete. Ihr – auf Weiße gemünztes und auch seitens antirassistischer AktivistInnen höchst umstrittenes – Motto lautete „Treason to Whiteness is Loyalty to Humanity“. Die Problematik des Übersetzens, Übertragens, Vermittelns, Verratens stellt sich gegenwärtig in der kritischen *Whiteness*-Forschung vielfach und verschärft, auf der Ebene der Strategien wie bereits auf der Ebene der verwendeten Begriffe und Konzepte selbst. Sie durchzieht viele Beiträge in diesem Heft.

Whiteness und Feministische Geschichtswissenschaft: Zur Eröffnung des editorischen Spannungsbogens könnte es ebenso gut um die ‚Globalisierung‘ gehen. Dass *Whiteness* so virulent ein Thema ist, drängend, bedrängend, kontrovers und in manchmal diffus erscheinender Weise ‚neu‘, liegt in globalen Migrationsbewegungen begründet; darin, dass die in den Jahren und Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg scheinbar so klar im „Sü-

den“ verortete „Dritte Welt“ nun bereits mitten in der *global city*, in den Metropolen neoliberaler ökonomischer und kultureller Produktion präsent ist. Bildungs- und ArbeitsmigrantInnen, „undokumentierte“ Flüchtlinge, „nomadische Subjekte“, „*Third World Intellectuals*“ artikulieren sich im „Westen“, im „Norden“, in der „Ersten Welt“. Sie setzen ihre Stimmen gegen weiße hegemoniale Erzählungen in einer seit den globalen Umbrüchen der 1980er Jahre historisch ‚neuen‘ Weise und fordern so ihrerseits zur Artikulation heraus. Feministische Aktivismen, Frauenforschung und *Gender Studies*, selbst „zerstreute“ Elemente in diesem Feld der *global ethnoscapes*, suchen nach möglichen, wohl nach ‚richtigen‘ Positionsbestimmungen. Spannungsfrei kann diese Suche auch im Schreiben nicht verlaufen; spannend ist sie jedenfalls, wie die Beiträge in diesem Heft zeigen.

Weiß schreiben, wie also? *white* oder *White*?

Schon auf der Ebene der Schreibweisen erweisen sich Weißheiten und ihre Peripherien als uneindeutiges thematisches Feld, in welchem – orthographische – Klarstellungen allerdings als wesentlich begriffen werden. In deutschsprachigen Texten zum Thema gibt es nahezu immer zwei Fußnoten gleich am Beginn: Eine erläutert die Frage der Groß- beziehungsweise Kleinschreibung von Schwarz schwarz *Black black* (auch, jedoch seltener: Weiß weiß), ein wenig so, als handle es sich um InsiderInnen-Wissen, dessen Besitz für Antirassismus zu bürgen vermag und worauf eine/r sich daher mit Stolz bezieht. Die zweite regelmäßig wiederkehrende Anmerkung, meist in eher entschuldigende Formulierungen gefasst, benennt die Problematik der Begriffsverwendung von *race* oder ‚*race*‘ oder „Rasse“, ein Bezeichnungsdilemma, für das es jedenfalls im Deutschen ja tatsächlich keine zufrieden stellende Lösung gibt. Und eine weitere Reihe von assoziierten Begriffen schließt sich an, zu denen es Erklärungen bedarf; paradoxerweise der Einsicht zum Trotz, dass die Worte wissenschaftlich oder politisch keine Erfindung der allerjüngsten Vergangenheit sind, ebenso wenig wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie bezeichnen sollen: Was meint „Rassialisierung“? Heißt es „Rassialisierung“? Wo liegen die Differenzen zwischen ‚Weißheit‘, ‚Weißsein‘, ‚Weiße Kultur(en)‘, „*Whiteness*“, „*Whitenesses*“? Ist die begriffliche Präferenz nur Geschmackssache? Liegen die Unterschiede auf der Hand oder bedürfen sie der Erklärung, in jedem Text aufs Neue? AutorInnen in diesem Feld – und gewiss auch LektorInnen, die oft die Letztentscheidung treffen müssen – kennen wohl alle die Einsicht, dass mit jedem Korrekturdurchgang die interne Konsistenz der gewählten Groß- oder Kleinschreibung, der Anführungsstriche oder Kursivsetzungen und das, was damit zum Ausdruck gebracht werden sollte, immer ungewisser wird.

All diese Unentschiedenheit verdeutlicht jedenfalls, wie schwierig und abgründig das Feld der Forschungen zu oder gegen ‚*Race*‘ geblieben ist; und sie wirft die Frage auf, was ein breiter, nicht mehr erklärungsbedürftiger, nicht mehr bezweifelbarer Konsens über den ‚richtigen‘ Gebrauch der Begriffe und Zeichen, gäbe es ihn denn, bedeuten würde – eine Klarheit der Perspektive? Eine Schließung?

Die Ungewissheiten erscheinen (uns) in jedem Fall als ein Argument dafür, zu und gegen, zu und gegen Konstruktionen w(W)eißer Macht zu schreiben: gewiss.

Zeitgleich mit „L'Homme“ arbeiteten im deutschsprachigen Raum viele KollegInnen an Publikationen zum Thema *Whiteness*. Einige der zahlreichen Neuerscheinungen kamen so knapp vor unserer Drucklegung in den Buchhandel, dass ihre Rezension in diesem Band nicht mehr möglich war. Dazu zählen etwa das Schwerpunktheft „Die Farbe Weiß“ der Zeitschrift „Werkstatt Geschichte“ (2005, Heft 19) und die Anthologie „Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland“ (Berlin 2005), herausgegeben von Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt. Mehrere unserer Beiträgerinnen veröffentlichten ebenfalls 2004/2005 weitere „Race/Whiteness“-analytische Monographien oder Sammelbände zum Thema, darunter „Under Construction. Race in South Africa Today“ (Johannesburg 2004) von Natasha Distiller und Melissa Steyn oder auch die (noch unpublizierte) Dissertation von Helgab Amersberger und Brigitte Halbmayr „Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weiß-Sein und Dominanzkultur“ (Wien 2005). Im Juni 2005 veranstalteten Claudia Ulbrich und Silke Törpsch an der Freien Universität Berlin einen Workshop zu „Maleness“ und „Whiteness“ als Kategorien in der feministischen Geschichtswissenschaft, bei dem unter anderen Timothy Ashplant und Hanna Hacker Aspekte ihrer Arbeiten zur Diskussion stellten, auf die sie sich in den vorliegenden Heftbeiträgen beziehen. Peggy Piesche organisierte in diesem Rahmen ein Roundtablegespräch zum „Marsch der *Critical Whiteness* durch die Institutionen“. Bei diesem erwies sich einmal mehr das gleichsam doppelte und ebenso doppelt schwierige Potenzial der feministischen Forderung nach parteilicher, nicht-neutraler ForscherInnenpositionierung, da Anti-/Sexismus und Anti-/Rassismus auf dem Spiel stehen. Einer der Diskussionspunkte betraf die Frage, was es bedeute, wenn *Whiteness*-Forschung – kurzschlüssig – als „US-amerikanische Erfindung der frühen 1990er Jahre“ definiert werde. Wo und wie hat dies zur Folge, dass Rassismus unversehens als nicht-europäisches, gar nicht-deutsches Problem erscheint? In welchem Verhältnis steht die (Meister-)Erzählung von der amerikanischen Provenienz des Konzepts „Whiteness“ und „Weißer Vorherrschaft“ zum Wissen darum, dass jener „Tod“, den wir mit Paul Celan als „Meister aus Deutschland“ zitieren, auf eine lange Tradition durchaus lokaler weißer Suprematie zurückgreifen konnte?

Women of Colour forderten beim Anlass dieses von „L'Homme“ mitinitiierten Workshops einmal mehr eine stärkere Präsenz nicht-weißer qualifizierter Forscherinnen ein, auch und gerade dort, wo es um *Critical Whiteness Studies* gehe.

Von der AutorInnenschaft her ist das vorliegende Heft von „L'Homme“ sehr weiß geliebt. Was die Perspektive betrifft, die die AutorInnen und Herausgeberinnen einnehmen, sind wir guter Dinge, dass weiße Dominanzkultur und ihre Geschichte so kritisch wahrgenommen wird, wie es ihr angemessen sein muss.

Als Heftherausgeberinnen waren wir um eine Dezentrierung der präsentierten Konzepte zu *Whiteness* bemüht und um eine Orientierung an Ansätzen, die *Whiteness* in *Whitenesses* zu differenzieren trachten. Auch sollte *Whiteness*-Kritik nicht unproblematisiert als US-amerikanische (Forschungs-)Idee reproduziert werden. Faktisch ergab sich ein kleiner Südafrika-Schwerpunkt mit mehreren Analysen zu *Whiteness* und *Gender* unter den Be-

dingungen von Apartheid und Post-Apartheid. Wie Melissa Steyn argumentiert, waren die Verhältnisse der Apartheid in Südafrika stets gleichsam ein Lehrstück in Sachen weißer Vorherrschaft, ein Extrembeispiel mit Modellcharakter.

Dass wir *Whiteness* vor allem als (Struktur-)Kategorie im Historischen vorstellen wollen, liegt für eine geschichtswissenschaftliche Zeitschrift ja auf der Hand. Die multidisziplinäre Ausrichtung dieses Themenheftes als Ganzes begründet sich nun auch damit, dass in der historischen Geschlechterforschung beziehungsweise in der feministisch orientierten Geschichtswissenschaft unter dem ausdrücklichen Label „*Whiteness*-Analysen“ (in Europa?) tatsächlich erst relativ Weniges erarbeitet zu sein scheint.

Neben Dezentrierung und Historisierung galten unsere editorischen Überlegungen der intersektionellen Verortung eines strukturellen und symbolischen Begriffs von *Whiteness*. Das heißt einerseits, *Whiteness* notwendig in Relation zu Konzepten der Ethnizität (skritik) und des (Anti-)Rassismus zu positionieren; Begriffe wie „Hybridität“ oder „Diversität“ haben hier ihren Platz, ebenso die Analysen zu Markierungen der Klasse, der sexuellen Identität, des Geschlechts, vieler Differenzen mehr, und ihren facettenreichen wechselseitigen Überschneidungen oder Ersetzungen. Zum Verschwinden sollte dies alles, *Whiteness* andererseits aber nicht bringen, da es doch darum geht, sie als eigene Differenz wahrnehmbar, analysierbar, demontierbar zu halten – kurzum, sie als gültigen Heft-Titel zu bewahren.

Die Beiträge verknüpfen *Whiteness* als analytischen, auch hermeneutischen Begriff in erster Linie mit historischen Prozessen von Vergeschlechtlichung und Rassialisierung sozialer und symbolischer Systeme und dem komplexen Funktionieren von Gewalt innerhalb dieser Systeme.

Die Ausführungen von Hanna Hacker (Wien) zu einigen Aspekten von Politik und Geschichte der *Whiteness* und ihrer Theoretisierung im Feminismus eröffnen das thematische Feld als ein antagonistisches, als eines der umstrittenen Definitionen, der kontroversen Praktiken gerade auch in den Frauenbewegungen, zugleich als eines der beginnenden Etablierung einer Disziplin, die sich über *master texts*, *master quotes*, *master images* verständigt.

Natasha Distiller und Meg Samuelson (Cape Town) stellen ihren Beitrag „Denying the Coloured Mother“ in den großen Rahmen der Frage nach Verhältnissen zwischen rassialisierter und sexualisierter Gewalt in Südafrika. Ihre Analyse kreuzt die Spuren zweier Akteurinnen, an denen Fragen von *Colour* und Geschlecht prototypisch aufbrachen. Der Fokus gilt der Archivarin und Schriftstellerin Marie Kathleen Jeffreys, die in den 1950er Jahren, unter den Bedingungen des Apartheidsystems, an den nicht-weißen Ursprung der südafrikanischen Gesellschaft erinnern wollte. In den Blick rückt damit die von Jeffreys neu interpretierte Figur der Krotoa-Eva, einer Indigenen, die in den Anfangsjahren der Etablierung der niederländischen *East India Company* einen ihrer führenden Handelsmänner heiratete. Krotoa-Eva erscheint als „Gründungsmutter“ einer immer schon kreolisierten südafrikanischen Nation, in der – je nach Lesart – das autochthone oder das weiße Erbe einer Legitimierung durch die weibliche Mittlerinnenfigur bedürfen. Dabei ist Letztere in die Geschichte der Sklaverei und der sexuellen Gewalt gegen Frauen eingeschrieben.

Katharina Walgenbach (Berlin) greift in „Emanzipation als koloniale Fiktion“ das Problem der historischen Relation zwischen Kolonialismus und Feminismus auf. Welches Emanzipationsversprechen formulierten Autorinnen und Akteurinnen, die über den „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft“, seine Frauenzeitung, seine Hauswirtschaftsschulen, seine Vorträge und Propagandaveranstaltungen „Deutsch-Südwestafrika“ als Ort für ‚moderne Frauen‘ entwarfen? In welcher Weise waren Phantasma und Erfahrung weißer Dominanz in den Kolonien des frühen 20. Jahrhunderts vergeschlechtlicht, und welchen Raum besetzte darin die Fiktion einer autonomen Lebensgestaltung für/als Frauen? Nicht zuletzt verweisen diese Überlegungen auf das ganz grundlegende – und umstrittene – Terrain der Frage, inwieweit Feminismus eine genuine Komponente des kolonialen Projekts selbst war und inwieweit also die gesamte Geschichte der Ersten Frauenbewegungen in diesem Sinne ihrer Teilhabe am Kolonialismus des 19. und 20. Jahrhunderts begriffen werden müsste.

Für eine Bedachtnahme auf die historische Vielfalt möglicher (gleichzeitig vorzufindender) Verknüpfungen zwischen Männlichkeit, Weißheit und identitären Überschreitungen argumentiert der Beitrag „Dis/Connecting Whiteness“ von Timothy Ashplant (Liverpool). Entlang biographischer und fiktionaler Entwürfe dreier britischer bürgerlicher Männer im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert wird deutlich, wie different sich der Umgang mit sexuellen, rassialisierten und Klassen-Grenzen gestalten konnte – in Rigidität gehandhabt, im Unbestimmten belassen, gezielt überschritten ... Eines von Ashplants Beispielen bezieht sich auf die Faszination durch ‚Gypsies‘ in den Schriften und Aktivitäten des Unternehmers, Autors und Reisenden Robert A. Macfie. In der Tat repräsentieren ja Roma und Sinti eine auch aktuell höchst relevante ‚nicht weiß‘ positionierte Formation im zentral- und osteuropäischen Raum (und seinem Imaginären) und erscheinen daher für das Feld der *Whiteness*-Kritik von großer, in der Forschung noch wenig thematisierter Bedeutung.

An die Stelle eines Hauptbeitrages zu nationalsozialistischer weißer Selektions- und Vernichtungspolitik tritt der *Review Essay* „Geschichte, Sprache, Symptombildung“ von Johanna Gehmacher (Wien). Die Verfasserin befragt drei Neuerscheinungen zur Rassen- und Geschlechterpolitik im Nationalsozialismus (von Tina Campt, Elizabeth Harvey, Alexandra Przyrembel) vor allem nach ihrem Verhältnis zu Sprach-Brüchen, Sprachlosigkeiten und Verwerfungen dort, wo die Analysen versuchen, historische (Dis-)Kontinuität von Bedeutungen begrifflich zu fassen.

In den Beiträgen der Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ zum Heftschwerpunkt geht es mehrfach um die Frage nach dem Begriff; um begrifflich-konzeptionelle Perspektiven im schwierigen und widersprüchlichen Feld weißer Mehrheitskulturen. Helga Amesberger und Brigitte Halbmayr (Wien) diskutieren den Begriff „Rasse/Race“ in seiner Verwendung durch einige rezente theoretische Ansätze zur Erfassung gesellschaftlicher Ungleichheiten und geben schließlich ein Votum für den analytischen Begriff der „Dominanzkultur“ ab. Eske Wollrad (Oldenburg) resümiert die Probleme einer Allianzenbildung zwischen weißen und Schwarzen Forscherinnen im partiell gescheiterten „Eu-

ropäischen Forum Weißsein und Gender“ an der Universität Oldenburg. Sie kommt zu dem Schluss, dass postkoloniale Theorieansätze die geeignetste konzeptionelle Klammer seien, wenn *Whiteness* und politische Herrschaftskritik aufeinander bezogen werden sollen.

Dineke Stam (Amsterdam) problematisiert am Beispiel der niederländischen „Interkulturellen Museumsprogramme“ Begriffe wie Integration, Multikulturalität und Diversität. Wie repräsentiert sich „*Dutchness*“ in historischen Sammlungen, und was ist ihr Anderes? Welche Artefakte stehen für ‚nicht-niederländische‘ Kultur?

Dem Aspekt der Bilderpolitik und der visuellen Darstellung politischen Gewahrseins ist schließlich auch der Themenbeitrag in der Rubrik „Im Gespräch“ gewidmet. Zwischen München und Cape Town hat Antje Schuhmann für „L’Homme“ ein Interview mit Michelle Booth geführt, einer südafrikanischen Künstlerin, die in ihrer Foto/Textserie „Seeing Whiteness“ (2003/2004) mit der Un-Heimlichkeit alltäglicher weißer (Blick-)Präsenz arbeitet.

Die offenen Beiträge in diesem Heft sind ein Aufsatz von Gertrud Hüwelmeier zur Migration deutscher katholischer Ordensschwester in die USA und ein Bericht von Alexandra Przyrembel über die Konjunktur der Emotionen in der Geschichtswissenschaft.

Das *Cover* dieser wie jeder „L’Homme“ ist weiß – diesmal vielleicht weniger selbstverständlich als sonst? Wir wünschen spannende Weiße Ein-Sichten und produktive Lektüre.

Hanna Hacker, Mineke Bosch